

[Stichworte: Postkolonialismus, Alltagsdiskriminierung, Eurozentrismus in der heutigen Zeit, Selbstreflexion und Selbstwahrnehmung, Identität und Alterität]

Das Fremde im scheinbar Eigenen. Eine Spurensuche zwischen Deutschland und Marokko

Ein gemischtes Gefühl aus Vorfreude und Beklemmung kommt mir mit der heißen nordafrikanischen Luft entgegen. Vorsichtig, aber auch voreilig steige ich die Flugzeugtreppe Richtung Heimat hinunter. „Boah“, denkt sich mein 14-jähriges Ich, „endlich wieder hier“. Tatsächlich ist das letzte Mal, dass ich hier war, viel zu lange her. So lange, dass ich das letzte Mal Marokko nicht mal aus meinen eigenen Erinnerungen hervorrufen kann. Schnell bemerke ich, dass meine Erwartungen nicht erfüllt werden. Aus einem nostalgischen „Trip zu den eigenen Wurzeln“ wurde ich mit einem starken Fremdheitsgefühl konfrontiert. Es ist alles so.... anders. Das Wetter, die Landschaft, die Luft, die ich atme. Nicht schlechter oder besser – einfach anders.

Fälschlicherweise benutze ich hier den Plural des Wortes „Erwartung“ – ich hatte keine Erwartungen. Lediglich die eine, dass der Besuch in der Heimat einigermaßen Spaß machen würde. Schließlich unternahm ich keine Forschungs- oder Entdeckungsreise. Doch viele Eindrücke, die ich vor fünf Jahren gewonnen habe, habe ich in der Zwischenzeit förmlich in meinem Unterbewusstsein archiviert, auch wenn ich die meisten Dinge bis heute weder benennen noch einordnen konnte.

Diese Einordnung und Fähigkeit zur Benennung erfolgten erst im Laufe der Zeit durch das Erlangen von Wissen. Wissen, welches mir half, die eine Welt, in der ich lebte, und jene, die mich umgab, besser zu verstehen. Ich verstand schrittweise die Problematik der Idealisierung Europas und der Europäer*innen durch diejenigen, die ich in Marokko traf. Noch wichtiger ist, dass ich durch diese Reflexionsarbeit Einblicke in einige meiner höchstproblematischen Empfindungen und Sichtweisen erlange. Jene Sichtweisen, die sich im Zuge meiner Sozialisierung in dem Europa entwickelten, das von meinen eigenen „Landsleuten“ idealisiert wird.

Es ist richtig zu behaupten, dass diese Reise für mich, wenn auch unbeabsichtigt, als Wegbereiter einiger wichtiger Bewusstwerdungen in meinem Leben diente. Einem Erlebnis, in welchem sich mein ursprüngliches Verständnis vom Eigenen und Fremden zu einem unklaren Konstrukt entwickelten. So

schwer es mir auch fällt, es auszusprechen, aber es war ein klares Überlegenheitsgefühl, das langsam neben mir herrschlich.

Wie kann es also sein, dass sich in mir ein solches Überlegenheitsgefühl entfalten konnte? Scheint es nicht hochgradig paradox, dass eine in Deutschland lebende Marokkanerin in der eigenen „Heimat“ gegenüber ihren eigenen „Landsleuten“ so etwas entwickelt? Als wäre sie nicht in einer Gesellschaft aufgewachsen, die vieles dafür tut, ihr das Gefühl zu vermitteln, kein Teil von ihr zu sein, geschweige denn ihre Anteile als Eigenes anzusehen.

Bevor ich versuche, eine Antwort auf diese Fragen herauszuarbeiten, möchte ich einen kurzen Exkurs wagen. Dieser führt uns zum Film „Cannibal Tours“ (1988)¹ des australischen Filmemachers Dennis O'Rourke. Der Film thematisiert die Faszination westlicher Tourist*innen für Kannibalismus auf der Insel Neuguinea. Im Film selbst werden die Handlungen der Tourist*innen nicht gewertet, jedoch lässt sich sagen, dass der Film eine hervorragende Basis für einen kritischen Diskurs über den postkolonialen Tourismus bietet. Edward M. Bruner fasst es treffend zusammen: „They are tours of desire and tell us more about our society than about the society to be visited.“²

Tatsächlich erfuhr auch ich durch meine Reise mehr über mich als über das Land. Das Spannungsfeld zwischen Reiseintention und der potenziellen Instrumentalisierung des Reiseziels nimmt hier einen besonderen Stellenwert ein. Natürlich habe ich damals keinen Tourismus betrieben, wie der der Tourist*innen auf dem Sepik-Fluss, oder vergleichbare Verhaltensweisen an den Tag gelegt. Vielmehr waren es versteckte Gedankengänge, die jedoch in einem strukturellen Problem der deutschen Gesellschaft mündeten. Edward Bruner führt Folgendes an: „They seek the titillation of a vicarious brush with danger“¹, was er dann mit den Worten untermauert: „[...] but only from the secure and safe vantage point of luxury tourism, and only after the disappearance of the original object.“

Auch wenn der Film eine Reise beschreibt, die meiner gar nicht gleicht, war er für mich ein Mittel der Selbstreflexion. Das Zitat stellt die Scheinheiligkeit des Tourismus in ehemaligen Kolonialgebieten sehr anschaulich dar, wobei zentral die imperialistische Nostalgie zum Vorschein kommt. Wichtig ist zu erwähnen, dass der Tourist*innen im Film nicht wie „böse“ Kolonialherren wirken. Im Gegenteil: Sie scheinen charismatisch, sympathisch und vor allem interessiert an der Kultur der „Anderen“. Dies unterstreicht die Problematik bewusster oder unbewusster Kolonialgedanken, die auch in der heutigen Zeit fortwirken.

Dieser kleine Exkurs war essenziell, um das grundlegende Thema meiner Überlegungen einzuleiten, auf die ich im Folgenden eingehen möchte. Auch in meiner Reiseerfahrung geht es um die

¹ https://youtu.be/KUQ_8wI93HM

² „Of Cannibals, Tourists, and Ethnographers“ (Rezension), in: *Cultural Anthropology*, 1989, 4, 4: 438-45; hier 438.

Hinterlassenschaften des kolonialen Zeitalters, um koloniales Gedankengut und koloniale Attitüden in unserer heutigen Gesellschaft. Erörtert werden soll, wie diese mich geprägt und dazu beigetragen haben, auf meiner Reise in meine Heimat ein Überlegenheitsgefühl zu entwickeln, das sich förmlich gegen mich selbst richtete.

Geboren und aufgewachsen bin ich hier in Deutschland. Die Schule habe ich auch hier besucht. Die Schule ist ein wichtiges Stichwort, denn diese war jene Institution, in welcher ich größtenteils sozialisiert und zu einem bestimmten Denken erzogen wurde. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, dass meine Lehrer es liebten, die Kontraste in unserer mit Migrantenkidern gefüllten Klasse hervorzuheben. Ich erinnere mich auch zu gut an die erste Deutschstunde der 11. Klasse, als meine Deutschlehrerin mit Entsetzen in die Klasse fragte, wer in der Klasse überhaupt alles „deutsch“ sei. Es meldeten sich drei Personen. „Zuhause kein Deutsch zu sprechen, ist keine Entschuldigung dafür, hier schlechte Leistungen abzuliefern“, warnte sie uns zu Beginn des ersten gemeinsamen Schuljahres, noch bevor irgendetwas anderes zu Wort kam. Liebe Frau Hartmann, bis jetzt hat niemand außer Ihnen irgendwas gesagt.

Inzwischen habe ich gelernt, dass die vergleichende Hervorhebung von Differenzen bestimmter Menschen als *Othering* bezeichnet wird. Dabei versucht man die eigene „Normalität“ gegenüber der Gruppe der „Anderen“ zu bestätigen und als überlegen zu setzen. Ein ethnozentristisches Weltbild wird so produziert und reproduziert. Dabei geht es um die normative Beurteilung nichteuropäischer Kulturen, bei der eine Überlegenheitsstellung Europas erfolgt. Natürlich hat es sich damals unglaublich ungerecht und falsch angefühlt. Aber wie hätte ich denn auf diesen versteckten ethnozentristischen Angriff reagieren sollen? Ich wusste, dass Anmerkungen, die die Lehrerin im Laufe des Schuljahres fallen ließ, höchst problematisch waren.

Dennoch schien sie sich als „Retterin“ zu verstehen. Als jene Retterin, die uns dabei helfen wird, aus unserer ausländischen Unzivilisiertheit ins Licht der deutschen Sprache zu finden. Also konnte ich ihr doch keine schlechten Intentionen unterstellen – wäre das nicht höchst undankbar gewesen?

Im Unterricht konfrontierte sie uns mit einem höchst paradoxen Weltbild. Auf der einen Seite waren ihre Schüler*innen nicht-deutscher Herkunft grundsätzlich im Nachteil, da sie nun mal keine Deutschen waren und das Leid ertragen mussten, zu Hause noch eine andere Sprache zu sprechen. Andererseits betonte sie, wie gerne sie in unseren Ländern Urlaub machen würde. Wie gerne sie nach Istanbul oder Casablanca reisen würde, um Kamele zu sehen und mal „was Anderes“ zu essen. Das Absurde daran war, dass sie selbst gebürtige Französin war, was den eurozentristischen Blick im Ethnozentrismus überdeutlich machte. Es ging hier nämlich nicht um das Deutschsein oder eine andere nationale Zugehörigkeit. Vielmehr wurde von ihr eine generelle Aufwertung des Westens vorgenommen – eine Aufwertung des weißen Menschen sowie eine Entwertung und Exotisierung des „Auslands“.

Genau diese Szene, die sich vor sechs Jahren abspielte, sprang mir wieder ins Bewusstsein, als ich den Film „Cannibal Tours“ sah.

Damals wiederum dachte ich mir, dass lediglich gute Intentionen hinter den diskriminierenden Anmerkungen von Frau Hartmann stecken. Ich dachte mir, dass sie mir nur dabei helfen wollte, mit meinen Problemen zurechtzukommen. Allerdings waren die einzigen Probleme, mit denen ich zurecht kommen musste, Menschen wie sie. Ich habe nie Hilfe gebraucht. Dass ich zu Hause mehr als nur Deutsch sprach, war für mich immer ein Vorteil und nie Teil des Problems. Diese dramatische Problematisierung meiner Andersartigkeit ist das, was mein Denken im Laufe meiner Kindheit und Jugend maßgeblich manipulierte. Denn es ging nie darum, dass mir geholfen wird. Es ging darum, dass Menschen wie jene Lehrerin von meiner Andersartigkeit erlöst werden.

Für mich ist die Schulzeit nicht als „schön“ in Erinnerung geblieben und die versteckten vermeintlich lieb gemeinten Diskriminierungen verfolg(t)en mich ständig. Die Schule hat mich dazu erzogen, zu verstehen, dass ich anders bin und demnach schlecht. Andersartigkeit war ein Zustand, der dringend der Veränderung bedürfte. Eine Veränderung in eine gegebene Richtung. So bildeten sich in meinem Kopf schon früh „Regeln“ in Bezug darauf, was gut und schlecht sei. Durch meine Schulbildung entwickelte ich selbst latente eurozentristische und koloniale Denkmuster. Ich habe aktiv gegen diese schmerzhafteste Diskriminierung angekämpft – bis ich 2019 das Land verließ und mich Richtung Heimat begab.

Wie kam es also dazu, dass ich bei meiner Reise nach Marokko dieses Überlegenheitsgefühl entwickelte habe? Warum habe ich es nicht gerade aufgrund meiner Diskriminierungserfahrungen verteufelt?

Diese unterbewussten „Regeln“ waren es, die nun zum Vorschein kamen. In Marokko wurde meine Andersartigkeit ebenfalls betont. Dort war ich die „Deutsche“. Ich ergriff, auch wenn nicht bewusst, die Chance, die bessere „Andere“ zu sein. Meine Gesellschaft in Deutschland lehrte mich, dass „Deutschsein“ das Bessere war. Nun war ich selbst also „die Bessere“. Statt gegen dieses Gefühl anzukämpfen, ließ ich es einfach über mich ergehen. Wann hätte ich sonst die Chance bekommen, einmal Teil des Besseren zu sein? Damals waren diese Strukturen so fest in meinem Kopf eingepflanzt worden, dass es für mich schon selbstverständlich war. Es war, als gäbe es gar keine Diskussion darüber, dass die europäische Kultur einfach besser, entwickelter und zivilisierter ist als die islamische, wilde nordafrikanische Kultur. An einem Beispiel wird dies vielleicht besonders deutlich:

Mir war schon früh bewusst, dass man in Marokko Französisch spricht und natürlich fragte ich mich ebenfalls, wie diese Sprache nach Afrika gekommen war. Man hörte etwas vom Kolonialismus, aber als Kind wusste ich natürlich nicht, was sich hinter diesem Begriff verbarg. Termini wie „zivilisiert“ und

„eurozentristisch“ waren mir nicht bekannt. Dennoch hatte ich ein Verständnis davon, dass Europa einfach besser ist. Deshalb fand ich es auch irgendwie cool, dass in Marokko Französisch gesprochen wird. Ich sah es als Aufwertung an, da es dem Ideal des zivilisierten Europas näherkam. Ohne nach der weiteren Bedeutung des Wortes „Kolonialismus“ zu suchen, habe ich Kolonialismus mit etwas Positivem verbunden.

Was meinen Sie wie ich mich also gefühlt habe, als ich erfuhr, was wirklich alles hinter diesem Begriff steckt?